

»Es gibt nichts Gutes / außer: Man tut es.«

Gedanken zu Erich Kästner und seinem Roman *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten*

Jakob Fabian, 32 Jahre, arbeitsloser Germanist in Berlin Anfang der 30er Jahre, ist Protagonist der Erzählung. Eine Augenbraue verächtlich hochziehend könnte man sagen, er sei ein Lebemann: Faul und schwerfällig, jeglicher Eingliederung in die Abläufe eines geregelten Lebens zum Trotz in den Tag hineinlebend. Intelligent und gebildet, interessiert er sich jedoch wenig bis gar nicht dafür, seine Fähigkeiten effizient (oder sagen wir: wenigstens so, dass er seine Miete bezahlen könnte) einzusetzen. Vielmehr verbringt er seine Lebenszeit damit, durch die Stadt zu streifen, in Partneragenturen neurotische Bekanntschaften zu machen, mit seinem Freund Stephan Labude durch Nachtclubs zu tingeln, in Schießereien zwischen einem Kommunisten und einem Nazi zu geraten, kleinen Mädchen von seinen letzten 100 Mark einen Aschenbecher zu kaufen, einem obdachlosen Erfinder in seinem Kleiderschrank Unterschlupf zu gewähren und sich schlussendlich auch noch zu verlieben. Fabian lebt in seiner eigenen kleinen Welt, die wenig zu tun hat mit dem, was um ihn herum geschieht. Berlin als pulsierende Metropole, laut und lebendig, dominiert von Liebe und Leuchtreklame, Schnellebigkeit und Straßenbahnen, widerstrebt ihm zutiefst. Fabian ist ein Moralist, weil er trotz all des Irrsinns in der Gesellschaft, der Politik und auch seinem eigenen Leben an das Gute glaubt – unerschütterlich und geradezu naiv. Zu oberflächlich, zu unmoralisch und fremdgesteuert dagegen scheinen ihm all die Menschen um ihn herum, die sein Leben kreuzen. Da ist zum einen Irene Moll, welche er in besagter Partneragentur kennen lernt und die ihn für ihr geplantes Projekt, ein Männerbordell, verpflichten will. „Sie reden über mich, als wär ich ein Stück Streuselkuchen oder ein Rodelschlitten“, meinte Fabian. „Ein Rodelschlitten bist du, mein Kleiner!“ rief die Frau und presste seinen Kopf gegen ihre volle, schwarz vergitterte Brust.“ (S. 21)¹ Was an dieser Stelle überspitzt grotesk, schon lächerlich inszeniert erscheint, ist im Grunde Ausdruck einer tief sitzenden Verzweiflung Fabians. Denn obgleich er ein moralischer, nachdenklicher Mann ist, ist er doch geprägt von einer lähmenden Gleichgültigkeit, einer Passivität, die ihn (wenn auch scharfsinnig und ironisch) denken und urteilen, nicht aber handeln lässt. Das findet Ausdruck in der Beliebigkeit, mit der Fabian Frauen auswählt – „Kommen Sie mit?“ fragte er unwillig eine Frau auf dem Jahrmarkt (S. 169), um sie dann nach Hause zu begleiten und eine Nacht mit ihr zu verbringen –, und seiner zwar langjährigen, aber kühl anmutenden Freundschaft zu Stephan Labude, einem an seiner Habilitationsschrift über Lessing arbeitenden Wissenschaftler. Fabian wirkt hier so gleichgültig, ist innerlich so reserviert, dass zwischen ihm als Individuum und der Welt eine scheinbar unüberbrückbare Distanz herrscht. Auch politisch ist Fabian zwar durchaus in der Lage, sich eine Meinung zu bilden, erkennt scharfsichtig die Lage, in der sich die Weimarer Republik befindet – aktiv Stellung bezieht er deswegen nicht, zu sehr zehrt an ihm der Glau-

be, dass einer allein nichts ausrichten, nichts zu verändern vermag. Und so entwickelt der Leser allmählich ein zwiespältiges Verhältnis zum Protagonisten. Anstrengend und oft nicht nachvollziehbar erscheinen seine Gleichgültigkeit und Gelassenheit, sein rast- und zielloses Leben, liebens- und bewundernswert hingegen seine Intelligenz, sein scharfzüngiger Humor, seine beinahe naive Verzweiflung: „Ich weiß ein Ziel, aber es ist leider keines. Ich möchte helfen, die Menschen anständig und vernünftig zu machen.“ (S. 54).

Nach zahlreichen Aufsätzen, Rezensionen, Gedichten, der Beschäftigung mit Filmdrehbüchern und vor allem dem einschlägigen Erfolg des Kinderbuches *Emil und die Detektive* (1929) versucht sich Erich Kästner schließlich an einem Roman für den erwachsenen Leser. Ähnlich wie in seiner Lyrik und einzelnen Strängen aus dem *Emil* fällt auch der *Fabian* ausgesprochen autobiographisch aus, lassen sich Parallelen zum Menschen Kästner ziehen. Dabei lässt sich die Persönlichkeit Kästners freilich nicht einfach auf die Figur Fabian übertragen, vielmehr findet sich eine Anzahl an Klei-

Anzeige

Alma Rosé Wien 1906 Auschwitz 1944 Eine Biographie

Alma Rosé entstammt dem musikalischen Adel des Wiens der Jahrhundertwende. Ihre Eltern waren Arnold Rosé und Justine Mahler, Schwester Gustav Mahlers, ihre Patentante war Alma Mahler-Werfel. Kein Wunder, daß aus dem hochbegabten Mädchen eine Geigenvirtuosin wurde, die kreuz und quer durch Europa tourte. Nach dem »Anschluß« Österreichs emigrierte die Familie nach London. Um Geld zu verdienen, trat Alma Rosé weiter in Holland auf, floh 1942, wurde in Dijon verhaftet und nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Bis zu ihrem Tod 1944 leitete sie die Lagerkapelle, das sogenannte »Mädchenorchester«.



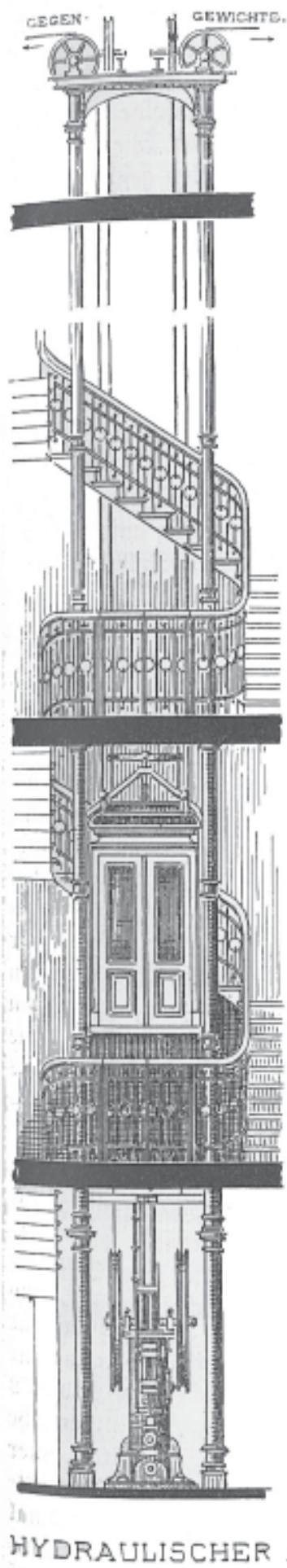
Alma Rosé Wien 1906/
Auschwitz 1944 Eine Biographie
Richard Newman (mit Karen Kirtley)
Weidle Verlag

grierte die Familie nach London. Um Geld zu verdienen, trat Alma Rosé weiter in Holland auf, floh 1942, wurde in Dijon verhaftet und nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Bis zu ihrem Tod 1944 leitete sie die Lagerkapelle, das sogenannte »Mädchenorchester«.

Weidle Verlag
www.weidleverlag.de

Alma Rosé Wien 1906–Auschwitz 1944 Eine Biographie

Von Richard Newman (mit Karen Kirtley). Übersetzung: Wolfgang Schlüter.
Vorwort: Anita Lasker-Wallfisch • 480 Seiten, Abbildungsteil, Fadenheftung,
Festeinband, 17 × 24 cm. € 34/SFr 62,50 • ISBN 3-931135-66-7.



nigkeiten, die eine komplexe Verstrickung der Biographie des Autors mit dessen Werk aufzeigen: 1927, kurz vor seiner Übersiedlung nach Berlin, arbeitet Kästner in der Redaktion der *Neuen Leipziger Zeitung*, betreut Preisausschreiben und verfasst Werbetexte – eine Arbeit, der Fabian ebenfalls, zumindest zeitweise, nachgeht. Ebenso wie Fabian lernt Kästner zu dieser Zeit das Leben als Untermieter bei einer Witwe kennen. Der Name „Stephan Labude“ taucht bereits 1926 in dem Familienblatt *Beyers für alle* auf, in dem Kästner neben Texten für Kinder gelegentlich auch an Erwachsene adressierte Briefe des „Jungesellen Stephan Labude“ schreibt. Eben dieser ist im *Fabian* damit beschäftigt, eine Habilitationsschrift über Lessing zu verfassen – Kästner wiederum plagt sich mit einer Dissertation über Lessings *Hamburgische Dramaturgie* so sehr, dass er sie schließlich abbricht, um 1925, nach nur 4 Monaten intensiven Schreibens, über Friedrich den Großen zu promovieren.

Nicht zuletzt ist es die Erfahrung des Großstadtlebens, die in den Roman einfließt. Berlin sei, so Kästner 1927, „der einzige Boden in Deutschland, wo was los ist! Paar Tage da drüben machen einen herrlich mobil.“² So positiv sind Fabians Empfindungen nicht. Er geht in der Masse unter, ist ein Individualist, der zwar das vielfältige Unterhaltungsangebot – ob Partneragentur, Jahrmarkt, Café oder Theater – zu nutzen weiß, es aber (wenn auch unbewusst) nicht als Bereicherung oder Abwechslung zum Alltag, sondern vielmehr als Betäubung versteht. Es ist ein ständiges sich Ablenken, eine Flucht vor der Auseinandersetzung mit dem Leben und der Welt, der sich ein Mann seines Alters, arbeitslos und ungebunden, eigentlich stellen sollte. Fabian krankt daran, in nichts einen Sinn zu entdecken, er strebt weder nach Geld, noch nach Macht, an Liebe oder Politik glaubt er nicht – all die Dinge, mit denen die Menschen um ihn herum den Sinn und Zweck ihres Daseins, ihres Glücklichseins titulieren, sind für ihn nur hohle Worte, die er mit nichts zu füllen vermag. „Ich kann vieles und will nichts. Wozu soll ich vorwärtskommen? Wofür und wogegen? [...] Wo ist das System, in dem ich funktionieren kann? Es ist nicht da, und nichts hat Sinn.“ (S. 53) Dass die Erzählung gerade in Berlin spielt, hängt nicht nur zusammen mit Kästners enger Bindung an diese Stadt. Das Berlin der 20er und 30er Jahre ist Sinnbild für Fortschritt, Entwicklung, Möglichkeit einerseits, steht andererseits aber auch für das bedrückende Gefühl der Enge inmitten von Häuserschluchten und aneinander gereihten Hinterhöfen, für die Anonymität unter Millionen umherirrender Bewohner und Touristen. Nicht nur, dass jeder der viereinhalb Millionen Einwohner Berlins zu einer bloßen Nummer, einer Zahl wird. Dadurch, dass Fabian schon in seiner eigenen kleinen Welt, mit seinen wenigen Bekannten oder gar Freunden ein „Exot“, ein Außenseiter ist, wird der Kontrast zwischen ihm und der Stadt Berlin bis zur Unvereinbarkeit aufgespreizt. Fabian geht verloren, nicht nur in sich selbst und seiner eigenen Orientierungslosigkeit, sondern in einer Großstadt, die einen so moralischen Menschen wie ihn nicht aufzufangen vermag – zumal wenn dieser weder Interesse, noch irgendeine Art von Einsatz aufbringt, um sich selbst aus dem Sumpf der Passivität herauszuziehen.

Das Thema Großstadt schlägt sich auch in einer Vielzahl von Kästners Gedichten nieder. Hauptsächlich in Zeitungen veröffentlicht, brachten sie ihm allzu schnell den Ruf eines „Gebrauchsyrikers“ ein: zu einfach und klar, zu leicht verdaulich schien diese Kost. Gleichwohl bewegten sie viele Menschen, da sie ihre eigenen Empfindungen vielfach darin widerspiegelt fanden.

In dem Gedicht „Berlin in Zahlen“ (1931) heißt es:

**Laßt uns Berlin statistisch erfassen!
Berlin ist eine ausführliche Stadt,
die 190 Krankenkassen
und 916 ha Friedhöfe hat.**

**53 000 Berliner sterben im Jahr,
und nur 43 000 kommen zur Welt.
Die Differenz bringt der Stadt aber keine Gefahr,
weil sie 60 000 Berliner durch Zuzug erhält.
Hurra!**

[...]

**Berlin hat 20 100 Schank- und Gaststätten,
6300 Ärzte und 8400 Damenschneider
und 117 000 Familien, die gern eine Wohnung hätten.
Aber sie haben keine. Leider.³**

Aus diesen Zeilen spricht eine große Faszination: Eine Stadt wie Berlin beeindruckt und löst Staunen aus, die Zahlen führen eine bis dato nicht gekannte Größenordnung vor Augen und machen den Deutschen auch ein bisschen stolz: Berlin ist Synonym für Industrialisierung und Fortschritt. Zugleich jedoch kündigt dieser so harmlos anmutende Text von einer tiefsitzenden Beunruhigung über die explosionsartige Entwicklung der Stadt und die in ihr wirksame Eigendynamik. Der Einzelne ist reduziert auf eine Zahl, ist leblos gewordene Statistik. Einmal mehr wird deutlich, dass dort kein Platz für Individualität sein kann, wo man nicht in besonderem Maße darum bemüht ist, aus der Masse hervorzustechen – wie Erich Kästner schon recht früh, 1926, in einem Brief an seine Mutter formuliert: „Wenn ich 30 Jahr bin, will ich, dass man meinen Namen kennt. Bis 35 will ich anerkannt sein. Bis 40 sogar ein bißchen berühmt. [...] Es steht nun mal auf meinem Programm. Also muß es eben klappen!“⁴ Obwohl Kästner selbst kein Unbekannter war, sich recht schnell einen Namen in der Stadt machte – zu verdanken vor allem seiner Mitarbeit und Präsenz in verschiedenen Zeitungen – , befassen sich viele seiner Gedichte mit dem Problem der Einsamkeit des Einzelnen unter Vielen:

**Er strich das weiße Tischtuch glatt
und blickte in das Glas.
Fast hatte er das Leben satt.
Was wollte er in dieser Stadt,
in der er einsam saß?**⁵

Die Beiläufigkeit, mit der hier von einem Gefühl der Leere, der Sinnlosigkeit berichtet wird, und dass ernste Fragen an den Sinn in einen so trivialen Kontext – das Sitzen in einem Café, das Glätten einer Tischdecke – gebettet werden, führen eindrucksvoll vor Augen, dass das Leben in der Stadt trotz reichlicher Kulturangebote, technischer Errungenschaften und Vergnügungsetablissemments bei vielen eine emotionale Leerstelle verursachte und sie sich zu Hause „Sozusagen in der Fremde“ (so der Titel des obigen Gedichtes von 1932) fühlten. Nicht nur die Gefühlswelt der Einwohner Berlins, auch die politische und moralische Lage Deutschlands bringt Kästner zur Sprache – und wieder besticht die Aussage durch das einfache Wort, in welche sie gekleidet ist:

Zeitgenossen, haufenweise (1929)

**Es ist nicht leicht, sie ohne Haß zu schildern,
und ganz unmöglich geht es ohne Hohn.
Sie haben Köpfe wie auf Abziehbildern
und, wo das Herz sein müßte, Telefon.**

[...]

**In ihren Händen wird aus allem Ware.
In ihrer Seele brennt elektrisch Licht.
Sie messen auch das Unberechenbare.
Was sich nicht zählen läßt, das gibt es nicht!**

[...]

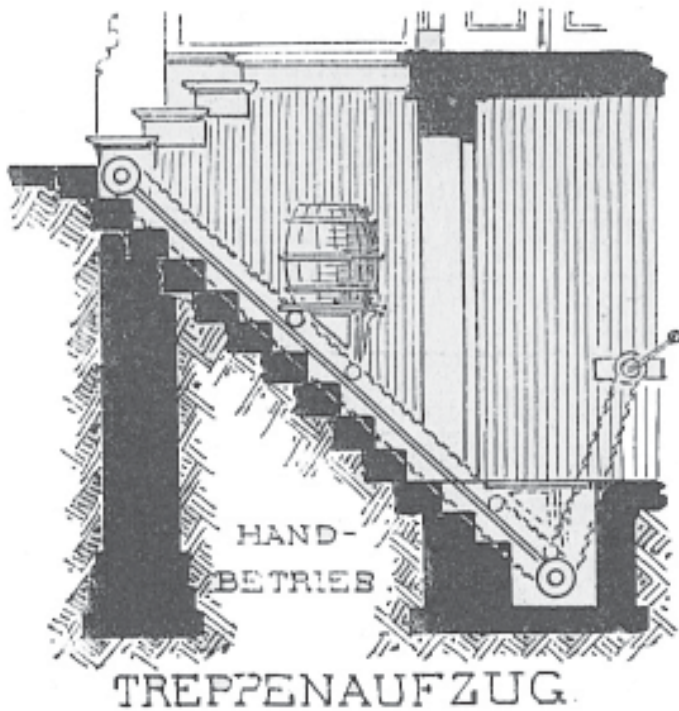
**Sie haben Witz und können ihn nicht halten.
Sie wissen vieles, was sie nicht verstehn.
Man muß sie sehen, wenn sie Haare spalten!
Es ist, um an den Wänden hochzugehn.**⁶

Der Dichter zeichnet ein Bild jener Menschen, die zu Robotern der Maschinerie Deutschland verkommen sind. Weder

Verstand, noch Herz spielen eine Rolle, vielmehr verkommt die Fähigkeit des Einzelnen, selbstbestimmt nachzudenken, zu handeln und zu fühlen. Getan wird nicht, was gut und angemessen erscheint, sondern was von einer Obrigkeit, welche auch immer das sei, befohlen wird. Kästner wandert hier auf einem schmalen Grat, um zu trennen zwischen *blinder* und *geforderter* Rationalität: Aus der Zeile „Was sich nicht zählen läßt, das gibt es nicht!“ spricht zum einen die Kritik gegenüber dem folgsamen sich Ausliefern an Statistiken, Zahlen, Nummern, nicht aber die Kritik an der Möglichkeit, seinen Verstand adäquat einzusetzen. Nicht nachlaufen und gehorchen, sondern Initiative ergreifen soll der Mensch. Dass sich hierin eine Seite Kästners äußert, die der deutschen Aufklärung sehr zugetan ist, zeigt schon ein Blick auf seine Dissertation „Die Erwiderung auf Friedrichs des Großen Schrift ‚De la Littérature Allemande‘: Ein Beitrag zur Charakteristik der deutschen Geistigkeit um 1780“, deren Schlusswort stark an die Fähigkeit des Menschen zu vernünftigem, rationalem Denken und Handeln appelliert: „Eine Annäherung an jene andere, irrationale, individuelle, lebendige Welt des Gefühls ist menschlich verständlich und historisch notwendig – aber sie ist weltanschaulich zwecklos; ohne Sinn, ohne Ergebnis und ohne Hoffnung.“⁷ So sehr er immer schon – das spricht besonders aus seinen liebevoll geschriebenen Kinderbüchern – zu einer detaillierten Nachzeichnung menschlichen Fühlens in der Lage war, so sehr deutet für ihn eine gewisse Zielstrebigkeit und Rationalität bei der Bewältigung des Lebens auf eine im Wesen des Menschen verankerte Moral hin.

Im Grunde ist der weitere Ablauf des *Fabian* geradezu vorgezeichnet: Es muss zu einem Scheitern der Figur kommen, weil Fabian eben nicht in der Lage ist, seine Moral nicht nur zu denken, sondern auch zu leben. Der von Kästner eigentlich vorgesehene, vom Verlag jedoch abgelehnte Titel des Romans sollte „Der Gang vor die Hunde“ lauten, um, wie es im Vorwort der Neuauflage heißt, zu „warnen“ (S. 9): einerseits vor der politischen Lage Deutschlands, die mit den Mitteln der Satire sowohl ironisch kommentiert, als auch mit tiefem Ernst gezeichnet wird. Doch die Warnung geht auch an den Menschen als Individuum und weist auf, wie zwingend ein Scheitern sein kann, wenn man sich einer gewissen Lebenszugewandtheit, einer Freude am Dasein so verschließt, wie Fabian es tut.

So wie sich das Leben in Berlin tagtäglich verändert, überschlagen sich auch die Ereignisse in Fabians Welt. In einem Künstleratelier lernt er Cornelia kennen, eine junge Frau, die in der Großstadt ihren Traum von der Schauspielerei verwirklichen möchte. Und dieses Mal wird es für Fabian ernst. Cornelia ist für ihn nicht bloßes Lustobjekt, sondern befähigt ihn zu ernsthaften Gefühlen. Der Orientierungslose möchte auf einmal Wurzeln schlagen, denkt genau in den Kategorien, die ihm vorher bestenfalls ein ironisches Lächeln abverlangten: Beruf, Heirat, Kinder. Nach einer kurzen Zeit des persönlichen Glücks bricht Fabians kleines Leben jedoch wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Cornelia verlässt ihn, um sich ganz der Filmbranche zu verschreiben (sie „verkauft“ ihren Körper an einen Filmboss), sein Freund Labude begeht Selbstmord, da er seine Habilitationsschrift abgelehnt glaubt (ein Mitarbeiter des Instituts hatte sich einen „Scherz“ erlaubt und ihm verkündet, die Arbeit sei sehr schlecht beurteilt worden) – Fabian merkt plötzlich, dass da nichts mehr ist außer dem Schmerz und dem Gefühl, kein Ziel vor Augen zu haben: „Sein Blick war gespannt, aber das



Herz war besinnungslos. [...] Wo war Cornelia? Warum verdammte sie ihn zur Untätigkeit?" (S. 163). Fabian beginnt, sein Leben aufzuräumen, fährt nach Hause zu seinen Eltern, besucht seine alte Schule – und beschließt letztlich, sich eine Auszeit zu nehmen. Er möchte Abstand und vielleicht auch ein Stück Klarheit gewinnen. Doch dem ehrlichen Leser ist von Beginn an klar: Fabian ist für diese Welt nicht geschaffen, zu widersprüchlich und unvereinbar ist er, als Moralist, mit der Gesellschaft. Nicht etwa weil ein Individualist dort keinen Platz finden würde, sondern weil er nicht bereit ist, sich einen Platz zu suchen und einzunehmen. Fabian ertrinkt schließlich kurz nach seinem Entschluss, einen neuen Lebensanfang zu wagen, bei dem Versuch,

einem in einen Fluss gefallenen Jungen das Leben zu retten: „Er konnte leider nicht schwimmen.“ (S. 236) – ein kompromissloses, überraschendes, jedoch nicht unerwartetes Ende. Genau betrachtet, ist Fabian sich nämlich bis zur Konsequenz seines Lebens treu geblieben – er ist an sich selbst zerbrochen. Dieses Ende ist durchaus als Metapher zu verstehen: Ein Individualist (Fabian) geht in der Gesellschaft buchstäblich unter. Daraus spricht zwar durchaus eine Form von Resignation – für einen moralischen Menschen scheint es keinen sozialen Ort zu geben –, doch letztlich gilt dies als Appell an den Leser, selbstbestimmt und moralisch zu leben und im Gegensatz zu Fabian das Gute auch in die Tat umzusetzen.

Der Moralist Kästner hingegen, der in so vielen seiner Texte besonders klarsichtig auf die sich zuspitzende Lage Deutschlands hingewiesen und vehement die gesellschaftliche Ignoranz kritisiert hatte, flüchtete sich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bewusst in den Widerspruch der inneren Emigration und arbeitete politisch unauffällig unter Pseudonym weiter. Später gab er zu: „Ich war nur passiv geblieben. Auch damals und sogar damals, als unsere Bücher brannten. Ich hatte angesichts des Scheiterhaufens nicht aufgeschrien. Ich hatte nicht mit der Faust gedroht. Ich hatte sie nur in der Tasche geballt.“⁸ Ob Kästner sich bereits beim Schreiben darüber bewusst war, dass Fabian in seinem zwar tragischen, doch aber bis ins Äußerste konsequenten Leben vielleicht ein Stück perfekte Projektion seiner selbst war, sei dahingestellt. Was aber beim Leser haften bleibt, ist der Eindruck einer tiefen Wahrheit über Mensch, Gesellschaft und Leben, die auch heute noch aktuell erscheint.

Anna-Lena Scholz
geb. 1984, studiert Germanistik und Evangelische Theologie an der Universität Bonn.

¹ Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf die aktuelle Taschenbuchausgabe: Erich Kästner: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. München: dtv, 1997.

² Franz Josef Görtz, Hans Sarkowicz: Erich Kästner. Eine Biographie. München 2003. S. 102.

³ Erich Kästner: Berlin in Zahlen. In: Großstadtlyrik. Hrsg. von Waltraud Wende. Stuttgart 1999. S. 150.

⁴ Görtz/Sarkowicz: Erich Kästner. a.a.O., S. 111

⁵ Erich Kästner: Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Volker Ladenthin. Stuttgart 1987. S. 33. Diesem Band ist ebenfalls das Titelzitat, der bekannte Aphorismus „Moral“ (1950), entnommen (ebd., S. 129).

⁶ Ebd., S. 19.

⁷ Görtz/Sarkowicz: Erich Kästner. a.a.O., S. 66.

⁸ Görtz/Sarkowicz: Erich Kästner. a.a.O., S. 207.